

Libba Bray
The Diviners
Aller Anfang ist böse

Libba Bray

The Diviners

Aller Anfang ist böse

Roman

Aus dem Englischen
von Barbara Lehnerer

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Libba Bray sind außerdem bei dtv junior lieferbar:
Der geheime Zirkel I – Gemmas Visionen
Der geheime Zirkel II – Circes Rückkehr
Der geheime Zirkel III – Kartiks Schicksal
Ohne. Ende. Leben.

Eine Hörbuch-Ausgabe zu vorliegendem Band
ist bei DAV, Der Audio Verlag, erschienen.

Diese Übersetzung wurde mit einem Arbeitsstipendium
des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Das gesamte lieferbare Programm von dtv junior
und viele andere Informationen finden sich unter
www.dtvjunior.de



© der deutschsprachigen Ausgabe:
2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2012 by Martha E. Bray
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›The Diviners‹,
2012 erschienen bei Little, Brown and Company, New York
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Max Meinzold unter Verwendung eines Fotos
von Richard Jenkins
Lektorat: Anke Thiemann
Gesetzt aus der Aldus 10,5/13`
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76096-6

And what rough beast, its hour come round at last,
Slouches towards Bethlehem to be born?
William Butler Yeats: ›The Second Coming‹

Für meine Mutter, Nancy Bray, die mir durch ihr Beispiel
die Liebe zum Lesen vermittelt hat

EIN SPÄTSOMMERABEND

In einem vornehmen Stadthaus in der gefragten Upper East Side von Manhattan herrscht Festbeleuchtung. Man feiert eine Party, die letzte in diesem Sommer. Draußen auf der Terrasse, von der man auf die hell erleuchtete Skyline der Stadt blickt, legt das Orchester gerade eine wohlverdiente Pause ein. Es ist halb elf, die Party läuft seit acht, aber schon jetzt sind die Gäste gelangweilt. Debütantinnen in modischen Abendkleidern aus pastellfarbenem Chiffon liegen wie hingegossen in den Ledersesseln, ja, wie glasierte Petits Fours, die in der Julisonne vor sich hin schmelzen. Ein großspuriger Princeton-Student will eben seine Freunde dazu überreden, mit ihm ins Greenwich Village in eine der Flüsterkneipen zu fahren, von der ihm der Freund eines Freundes erzählt hat.

Die Gastgeberin, ein hübsches und verwöhntes junges Ding, beobachtet die nervöse Unruhe ihrer Gäste mit einiger Besorgnis. Sie feiert heute ihren achtzehnten Geburtstag, und wenn sie nicht schnellstens etwas unternimmt, um diese Party von den Toten zu erwecken, wird man sich tagelang den Mund darüber zerreißen, dass es bei ihr so eintönig wie bei einem Kirchentreff gewesen ist.

Von den Toten erwecken.

Ein Wochenende zuvor hatte ihre Mutter sie genötigt, mit ihr aufs Land zu fahren und dort alle möglichen Antiquitätenläden abzuklappern – eine absolut grauenhafte Pflichtübung, allerdings nur so lange, bis sie in einem der Geschäfte auf ein altes

Ouijabrett gestoßen waren. Ouijabretter sind zurzeit der letzte Schrei und Leute, die sich Medium nennen, behaupten, damit Botschaften und Warnungen von der anderen Seite empfangen zu können. Der Antiquitätenhändler hatte ihrer Mutter einen Bären aufgebunden, als er ihr erzählte, unter welcher mysteriösen Umständen er an das Brett gelangt war.

»Anscheinend wird das Brett immer noch von rastlosen Geistern heimgesucht. Aber vielleicht gelingt es ja Ihnen und Ihrer Schwester, sie zu bändigen«, hatte er ihr in maßloser Übertreibung geschmeichelt, was ihrer Mutter runter wie Öl gegangen war, letztlich aber dazu geführt hatte, dass sie dem Händler bei Weitem zu viel für das Teil bezahlt hatte. Nun, für diesen Fehler ihrer Mutter würde sie jetzt entschädigt werden.

Die Gastgeberin läuft eilig zum Wandschrank in der Empfangshalle und winkt das Dienstmädchen heran: »Komm, sei ein Schatz und hol das Brett da oben für mich runter.«

Kopfschüttelnd tut das Mädchen, wie man ihr befiehlt. »Mit diesem Brett da sollten Sie sich lieber nicht einlassen, Miss.«

»Ach, sei doch nicht albern.«

Und mit einer schwungvollen Drehung eilt die Gastgeberin mit dem Brett in der Hand zurück in den Salon. »Wer von euch hat Lust, mit den Geistern in Verbindung zu treten?« Sie sagt es kichernd, um zu demonstrieren, dass sie die Sache nicht im Mindesten ernst nimmt. Schließlich ist sie ein modernes Mädchen – ein Flapper durch und durch.

Die ermatteten jungen Damen springen von ihren Sesseln auf. »Was hast du denn da? Ist das etwa ein Hexenbrett?«, fragt eine von ihnen.

»Ja, ist es nicht grandios? Meine Mutter hat es mir gekauft. Angeblich wird es von Geistern heimgesucht«, erwidert die Gastgeberin. Sie lacht. »Nicht, dass ich daran glauben würde.« Sie platziert die herzförmige Planchette in der Mitte des Bretts.

»Los, kommt, lasst uns zum Spaß etwas heraufbeschwören, ja?«

Alle scharen sich jetzt um sie. George, Studienanfänger in Yale, schiebt sich auf den Platz neben ihr. Wie oft hat sie nachts wach gelegen und sich eine Zukunft mit ihm ausgemalt. »Wer will anfangen?«, fragt sie. Sie lässt ihre Finger dicht neben seine gleiten.

»Ich«, verkündet ein Junge mit einem etwas albern wirkenden Fes auf dem Kopf.

Sein Name fällt ihr nicht mehr ein, aber sie hat gehört, dass er gern Mädels auf den Notsitz seines Automobils einlädt, um dort mit ihnen herumzuknutschen. Er schließt die Augen und legt seine Finger auf die Planchette. »Seit Ewigkeiten stell ich mir schon diese Frage: Ist die Lady zu meiner Rechten unsterblich in mich verliebt?«

Die Mädchen kreischen vor Vergnügen und die jungen Männer lachen, als die Planchette langsam die Buchstaben J-A ansteuert.

»Lügner!«, beschimpft besagte junge Dame das herzförmige Glasorakel auf dem Brett.

»Streit es doch nicht ab, Schätzchen. Mich könntest du ganz billig haben«, sagt der Junge.

Jetzt wird die Stimmung ausgelassen; die Fragen werden gewagter. Die Runde ist beschwipst vom Gin, vom Spaß und von der kindischen Wahrsagerei, mit der sie sich zerstreuen.

»Und wenn wir mal einen echten Geist beschwören?«, schlägt George frech vor. Die Gastgeberin muss schlucken. Sie ist erregt, doch auch ein wenig unsicher. Genau davor hat der Antiquitätenhändler sie nämlich gewarnt. Und sie ermahnt, dass man die Geister, die man weckt, auch wieder ruhigstellen muss – mit einem Abschiedsgruß auf dem Brett. Aber natürlich war er darauf aus gewesen, schnelles Geld mit seiner Story zu

machen, und außerdem schreibt man das Jahr 1926 – wer glaubt schon noch an Heimsuchungen und Gespenster, wenn es längst Automobile, Flugzeuge, den Cotton Club und Männer wie Jake Marlowe gibt, die Amerika zur führenden Industrienation machen?

»Nun sagt bloß, ihr habt Angst!« George grinst. Er hat einen grausamen Mund, was ihn umso begehrenswerter macht.

»Angst? Wovor?«

»Dass uns der Gin ausgeht«, flachst der Junge mit dem Fes und alle lachen.

»Ich beschütze dich«, flüstert George ihr leise ins Ohr. Seine Hand liegt auf ihrem Rücken.

Oh, das ist ohne Frage die wundervollste Nacht in ihrem ganzen bisherigen Leben!

»Wir beschwören jetzt den Geist in diesem Brett ... möge er unseren Ruf erhören und uns unser Schicksal wahrhaft vorher-sagen!«, deklamiert die Gastgeberin mit eindrucklicher Betonung, wobei sie selber kichern muss. »Gehorche, Geist!«

Einen Moment lang herrscht Stille, dann beginnt die Planchette ihre langsame Wanderung über das Alphabet in schwarzer gotischer Schrift auf dem schon leicht zerkratzten Brett und buchstabiert tatsächlich einen Gruß.

I-C-H-G-R-Ü-S-S-E-E-U-C-H

»Das ist der Geist«, scherzt einer aus der Runde.

»Wie heißt du, großer Geist?«, will die Gastgeberin wissen.

Die Planchette bewegt sich jetzt schneller.

N-A-U-G-H-T-Y-J-O-H-N

Belustigt zieht George eine Augenbraue hoch. »Das klingt doch schon mal gut. Was macht dich denn so böse, alter Freund?«

D-A-S-W-E-R-D-E-T-I-H-R-S-C-H-O-N-B-A-L-D-E-R-L-E-B-E-N

»Was werden wir erleben? Was führst du im Schilde, böser Geist?«

Stille.

»Ich will jetzt sofort tanzen gehen! Lasst uns nach Moonglow fahren«, lallt ein betrunkenes Mädchen mit Schmollmund.
»Wann spielt die Band denn endlich wieder?«

»Gleich, gleich, ruhig Blut«, antwortet die Gastgeberin mit einem Lachen, aber es liegt eine Warnung darin verborgen.
»Versuchen wir es erst noch mal mit einer anderen Frage. Kannst du uns etwas prophezeien, Naughty John? Uns etwas über unser Schicksal offenbaren?« Sie wirft einen verstohlenen Blick auf George.

Die Planchette rührt sich nicht.

»Verrat uns doch noch irgendwas!«

Schließlich erwacht das Brett wieder zum Leben. »Ich ... werde ... euch ... das ... Fürchten ... lehren«, liest die Gastgeberin laut vor.

»Der klingt ja wie der Schuldirektor in Choate«, frotzelt der Junge mit dem Fes. »Wie willst du das denn anstellen, Sportfreund?«

I-C-H-W-E-R-D-E-A-N-E-U-R-E-T-Ü-R-E-N-K-L-O-P-F-E-N

I-C-H-B-I-N-D-I-E-B-E-S-T-I-E

D-E-R-D-R-A-C-H-E-A-U-S-V-E-R-G-A-N-G-E-N-E-N-Z-E-I-T-E-N

»Was meint er nur damit?«, flüstert das beschwipste Mädchen. Sie weicht einen Schritt zurück.

»Nichts, gar nichts. Das ist nichts als Geschwätz«, weist die Gastgeberin sie zurecht, aber auch sie fürchtet sich jetzt. Sie wendet sich dem Jungen mit dem zweifelhaften Ruf zu. »Du hast die Planchette manipuliert!«

»Nein, ehrlich nicht. Das schwöre ich!«, sagt er. Er legt einen Zeigefinger auf sein Herz.

»Und warum bist du hier, Sportsfreund?«, fragt George das Brett.

Die Planchette bewegt sich jetzt so rasch, dass die Runde kaum folgen kann.

I-C-H-H-A-B-E-D-E-N-S-C-H-L-Ü-S-S-E-L-Z-U-R-H-Ö-L-L-E-U-N-D-Z-U-M-T-O-D

D-E-R-T-A-G-D-E-S-Z-O-R-N-S-I-S-T-G-E-K-O-M-M-E-N-D-A-S-J-Ü-N-G-S-T-E-G-E-R-I-C-H-T-D-I-E-H-U-R-E-B-A-B-Y-L-O-N

»Schluss jetzt, sofort!«, ruft die Gastgeberin.

H-U-R-E-H-U-R-E-H-U-R-E wiederholt die Planchette.

Die smarten jungen Dinger ziehen hastig ihre Finger vom Brett zurück, aber die Planchette rückt unbeirrt weiter.

»Es soll aufhören! Sag, dass es aufhören soll«, kreischt eines der Mädchen, und selbst die abgebrühten jungen Männer werden blass und weichen von dem Brett zurück.

»Hör auf, oh Geist. Schluss, habe ich gesagt!«, ruft die Gastgeberin mit erhobener Stimme.

Die Planchette bleibt stehen. Mit verstörtem Blick sehen sich die Partygäste an. Nebenan kehrt die Band zu ihren Instrumenten zurück und stimmt eine heiße Tanznummer an.

»Oh, halleluja! Los komm, Baby, ich zeig dir, wie man den Black Bottom tanzt.« Das beschwipste Mädchen rappelt sich ein wenig mühsam hoch und zieht den Jungen mit dem Fes hinter sich her.

»Wartet! Erst müssen wir noch unseren Abschiedsgruß buchstabieren! Das ist das Ritual, dem muss man folgen!«, sagt die Gastgeberin in flehendem Ton, als einer ihrer Gäste nach dem anderen abzieht.

George legt den Arm um ihre Taille. »Sag bloß, du fürchtest dich vor Naughty John?«

»Ich ... ich ...«

»Du weißt doch auch, dass es der Knabe mit dem Fes gewesen ist«, sagt er und sein Atem kitzelt sie sanft am Ohr. »Der hat so seine Tricks. Du kennst doch diese Kerle.«

Ja, diese Kerle kennt sie. Und wahrscheinlich hat dieser Tunichtgut sie alle von Anfang an zum Narren gehalten. Nun, sie lässt sich nicht für dumm verkaufen. Sie ist jetzt achtzehn. Und von nun an wird das Leben für sie aus einem einzigen Strudel von Partys und Tanzvergnügen bestehen. *Night or daytime, it's all playtime. Ain't we got fun?* Ihre Angst von vorhin ist begraben. Ihre Party wird die ganze Nacht über toben. Jemand hat die Teppiche zusammengerollt und ihre Gäste tanzen wie im Rausch. Lange Perlenstränge schwingen von Kleidern mit tief sitzenden Taillen. Gamaschen schlagen herausfordernd gegen den Boden. Arme strecken sich, schieben Luft beiseite – ganz so, als wäre ein wildes dadaistisches Gemälde zum Leben erwacht.

Die Gastgeberin verstaut das Brett wieder im Schrank, wo es bald vergessen sein wird, läuft eilends in den Tanzraum mit seinen hellen elektrischen Lampen und feiert sorglos mit den anderen die letzte Party dieses Sommers.

Draußen verweilt der Wind einen Augenblick lang vor den erleuchteten Fenstern; dann empfiehl er sich mit einer plötzlichen energischen Bö und weht eilig die Trottoire hinunter. Er rankt sich flüchtig um die glockenförmigen Hüte zweier mondäner junger Damen, die am Ufer des East River einen Pudel spazieren führen und über den tragischen Tod von Rudolph Valentino plaudern. Dann setzt er seinen Weg fort, weht tief in neonlichtdurchflutete Häuserschluchten hinab und über die Hochbahn hinweg, die ratternd die Schienen über der Second Avenue entlangfährt und die Fenster der armen Seelen zum Beben bringt, die zu schlafen versuchen, bevor der Morgen sie ein-

holt – der Morgen mit seinen hupenden Taxis, seinen Straßenbahnen und Zügen; mit seinen Stiefelputzern, die auf dem Union Square die Budapester der Geschäftsleute polieren; seinen Zeitungsjungen, die auf dem Times Square die Schlagzeilen des Tages verhökern; seinen Telefonistinnen, die sehnsüchtig auf die neuen Schalkragenmäntel starren, die sie von den Schau Fenstern aus in Versuchung führen; mit seinen majestätischen Wolkenkratzern, die sich wie gleißende Stahl-, Ziegel- und Glasgötter über allem erheben.

Der Wind trödelt ein wenig vor einem Jazzclub herum und lauscht der neuen Musik, die die Nacht untermalt. Er lässt sich von dem blechernen Klang der Hörner elektrisieren, von den synkopierten Rhythmen des Stride-Pianos, die aus dem Blues und dem Ragtime entstanden sind und die zerklüfteten Umrisse der Skyline dieser Stadt spiegeln.

Auf der Bowery schleppt sich in dem Relikt eines ehemals imposanten, prunkvollen Variététheaters ein Tanzmarathon dahin. Die völlig erschöpften Teilnehmer, junge Mädchen und ihre Partner, stützen sich gegenseitig, wild entschlossen, sich bei diesem Wettbewerb hervorzutun und sich die Träume aus Radio und Zeitungsreklamen zu erfüllen. Sie haben Blasen an den Füßen, aber ihre Augen strahlen. Weiter oben, im nördlichen Teil von Manhattan, leert sich schon der Great White Way, benannt nach den grell leuchtenden Lichtern seiner Theater. In den Gassen vor den Künstlereingängen warten junge Kerle, die sich einen Blick auf die glamourösen Revuetänzerinnen oder ein Autogramm von einem der zahlreichen Broadwaystars erhoffen. Es ist die Zeit der Stars, des Ruhms, des Reichtums und der Habgier, und die jungen Leute brennen vor Ehrgeiz.

Der Wind nimmt all die Eindrücke mit Gleichmut auf. Er ist ja nur der Wind. Aus ihm wird nie ein Radiostar und auch kein Großindustrieller. Er wird nie für ein Amt kandidieren, sich

nicht in Douglas Fairbanks verlieben oder die Songs der Tin Pan Alley singen, Lieder, die von Verlangen, Kummer und Vergnügungen erzählen – *ain't we got fun?* Und so weht er ein Stückchen weiter, vorbei an den Schlachthöfen auf der 14th Street und den bedauernswerten Kreaturen, die ihren Körper in finsternen Seitengassen anbieten. Nicht weit davon entfernt im Hafen reckt Lady Liberty die Fackel in die Höhe, Signalfeuer für alle, die hier an dieser Küste stranden, um der Verfolgung zu entkommen, den Hungersnöten und der Hoffnungslosigkeit. Denn hier beginnt das Land der Träume.

Im Tiefflug geht es weiter über Mietskasernen in der Orchard Street, in denen so manche Träume von einem besseren Leben längst erstorben sind und doch in all dem Dreck und Elend immer wieder neu geboren werden – und eine mühevollte Wanderung vor sich haben. Der Wind klatscht gegen Wäsche, die sich hoch oben über schmutzigen, kaputten Straßen auf zwischen Haus und Haus gespannten Leinen reiht; in diesen Straßen suchen Kinder, halb verhungert, die Mülltonnen nach etwas ab, das sie ernähren könnte. Der Wind ist immer schon gewesen. Er hat so viel gesehen in diesem Land der Träume und der Seifenoperwerbung, der alten Gräueltaten und des Blutvergießens. Als stummer Zeuge hat er mitverfolgt, wie man einst Hexen hier verbrannt hat, ist auf dem Pfad der Tränen mitgewandert; er hat gesehen, wie Sklavenschiffe ihre Menschenfracht entladen haben, Menschen, die voller Angst ins helle Tageslicht des Hafens blinzeln – mit nichts als ihrem lebenslangen Leid. Der Wind war da, als Präsident Lincoln fiel, getroffen von der Kugel eines Attentäters. Er roch nach Schießpulver am Antietam. Er sauste mit dem Büffel um die Wette und tippte tastend, grüßend an die hohen schwarzen Hüte der alten Puritaner. Er hat die lusterfüllten Schreie Liebender mit sich genommen und durch die Luft getragen und hat die Tränen auf weit mehr

Gesichtern, als er nennen könnte, zu Salzspuren erstarren lassen.

Jetzt jagt der Wind die Bowery hinunter, schießt dann hinauf zur West Side, wo irischstämmige Banden wie die Dummy Boys zu Hause sind, die hoch zu Ross die Neunte Avenue entlangpreschen, um Schwarzhändler zu warnen. Er weht am Ufer des mächtigen Hudson River entlang, vorbei am wild pulsierenden Nachtleben von Harlem mit seinen großen Denkern, Musikern und Schriftstellern, bis er vor der Ruine eines alten Herrenhauses schließlich zur Ruhe kommt. Die Fenster sind mit schon halb zerfallenen Brettern zugenagelt, die Gosse vor dem Haus verstopft mit Abfall. Hier hat sich einst, vor langer Zeit, unsäglich Grauenhaftes abgespielt. Jetzt ist das Haus nur noch Relikt aus einer längst vergangenen Ära, vergessen steht es da im Schatten dieser ständig wachsenden, florierenden Stadt.

Die Tür quietscht in den Angeln und der Wind verschafft sich zaghaft Einlass. Er kriecht entlang der engen Korridore, die sich in alle Richtungen drehen und winden, dass einen schwindeln könnte. Auf beiden Seiten davon liegen Räume, verwahrlost, vor sich hin modernd. Er sieht hier Türen, die auf Backsteinmauern führen, und eine Falltür gibt den Blick auf eine breite Rinne frei: sie mündet unterirdisch in eine riesige Schreckenskammer und einen weiteren Raum, der noch viel furchterregender ist. Noch immer sind die Räume von Gestank erfüllt: Gestank von Blut, Urin, von Bösem und von einer Angst, so abgrundtief, dass er genauso wie das Holz, die Nägel und die Fäulnis Bestandteil dieses Hauses hier geworden ist.

Da rührt sich etwas in den finsternen Schatten, es rührt sich etwas Furchtbares, und selbst der Wind, dem alles Böse wohl vertraut ist, weicht jetzt zurück von diesem Ort. Er flieht, saust auf die prächtigen Wolkenkratzer zu, die Luftschlösser versprechen – *nothing but blue skies* – und Sinnbild sind für grenzenlo-

se Fantasien von Zukunft, Fortschritt und von Wohlstand; von einer Zukunft, die nicht mehr an die Übeltaten aus vergangenen Tagen denkt. Und wäre der Wind ein Wächter, jetzt würde er Alarm schlagen. Er würde heulend vor den künftigen Schrecken warnen. Doch er ist nur der Wind, und er weiß sehr genau, dass niemand auf sein Rufen hört.

Tief unten in den Kellern der baufälligen Villa erwacht ein Schmelzofen zu neuem Leben; er tut es rasselnd, heiser röchelnd wie ein Sterbender, der seinem Schicksal höhnisch ins Gesicht lacht. Ein matter Schimmer steigt empor aus dieser dunklen, faulig riechenden, irdenen Gruft. Ja, etwas rührt sich wieder in den dunklen Schatten. Ein Vorbote von etwas Künftigem, das noch viel böser sein wird als je zuvor. Denn Naughty John ist heimgekehrt. Und auf ihn wartet Arbeit.

EVIE O'NEILL, ZENITH, OHIO

Evie presste den schlaffen Eisbeutel an ihre pochende Stirn. Es war bereits Mittag, doch dem Hämmern in ihrem Schädel nach zu urteilen hätte es ebenso gut sechs Uhr morgens sein können. Seit zwanzig Minuten redete ihr Vater nun schon wegen der Party gestern im Zenith Hotel auf sie ein. Mehrmals war er dabei auf ihren betrunkenen Zustand zu sprechen gekommen und auf das peinliche Herumtollen im Stadtbrunnen. Ganz zu schweigen natürlich von dem Ärger, den sie zwischen Party und Brunnenbad verursacht hatte. Dieser Tag würde grausam werden, so viel stand fest. Ihr Kopf hämmerte einen schmerzhaften Rhythmus: Wasser! Aspirin! Sprecht mich nicht an!

»Deine Mutter und ich billigen den Genuss von Alkohol ganz und gar nicht. Hast du noch nie von dem achtzehnten Zusatzartikel unserer Verfassung gehört?«

»Der Prohibition? Ich trinke auf ihr Wohl, wann immer ich nur kann.«

»Evangeline Mary O'Neill!«, warf ihre Mutter schneidend ein.

»Wie du weißt, ist deine Mutter Schriftführerin der Frauentemperenzvereinigung Zenith. Hast du das nur eine Sekunde in Betracht gezogen? Hast du bedacht, welchen Eindruck es hinterlässt, wenn man ihre betrunkene Tochter auf einer Zechtour in den Straßen unserer Stadt antrifft?«

Evie ließ die rot unterlaufenen Augäpfel zu ihrer Mutter hinüberwandern. Die saß schmallippig und mit unerbittlich starrem

Rücken da, das lange Haar im Nacken zu einer Schnecke aufgerollt. Auf ihrer Nasenspitze trug sie eine Brille – ein Glotzophon, wie es die Flapper nannten.

»Nun?«, donnerte Evies Vater. »Hast du dazu etwas zu sagen?«

»Ach herrje, ich hoffe nur, ich werde eines Tages nicht auch mal ein Glotzophon tragen müssen«, murmelte Evie.

Ihre Mutter reagierte auf diese Äußerung mit einem schweren Seufzer. Seit James' Tod wirkte sie kleiner und verhärmter als früher, so als hätte sie das Telegramm, das sie vor langer Zeit aus dem Kriegsministerium erhalten hatten, ihrer Seele in dem Moment beraubt, in dem sie es geöffnet hatte.

»Für euch jungen Leute ist wohl alles nur ein Scherz.« Ihr Vater war jetzt nicht mehr aufzuhalten und ließ sich über Themen wie Verantwortungsbewusstsein, Bürgerpflicht, altersgemäßes Benehmen und Über-den-Tag-hinaus-Denken aus – Evie kannte die Leier nur zur Genüge. Wie dringend hätte sie jetzt einen Schluck gebraucht, um ihren Kater zu verjagen, doch ihre Eltern hatten ihren Flachmann konfisziert. Einen wunderschönen Flachmann übrigens – er war aus Silber, und Charles Warrens hatte seine Initialen darin eingravieren lassen. Der gute alte Charlie, treue Seele. Sie hatte ihm versprochen, sein Mädchen zu sein. Eine Woche lang hatte sie durchgehalten. Charlie war ein Schätzchen, aber eben auch ein quälender Langweiler. Einem Mädchen seine Hand auf ihre Brust zu pressen, so steif und hölzern, als wäre sie ein gestärktes Zierdeckchen auf dem Beistelltisch einer unverheirateten Tante, und dabei mit seinen Lippen wie ein Vogel auf ihrem Mund herumzupicken – das war's, was er sich unter Fummelei vorstellte. *Quelle tragédie.*

»Evie, hörst du mir überhaupt zu?« Ihr Vater sah sie verärgert an.

Evie rang sich ein Lächeln ab. »Immer doch, Vater.«

»Warum hast du diese schlimmen Dinge über Harold Brodie verbreitet?«

Jetzt verzog Evie empört das Gesicht. »Er hatte es verdient.«

»Du hast ihn beschuldigt ... ein ... ein ...« Ihr Vater verhaspelte sich und errötete auch noch dabei.

»Dieses arme Mädchen vernascht zu haben?«

»Evangeline!« Ihre Mutter rang nach Luft.

»Oh Verzeihung, ich meine natürlich, ihre Unschuld ausgenutzt und sie in anderen Umständen sitzen gelassen zu haben.«

»Warum nur kannst du nicht ...« Die Stimme ihrer Mutter verebbte, aber Evie kannte die Fortsetzung des Satzes: Warum nur kannst du nicht James ein wenig mehr ähneln?

»Einfach tot sein, meinst du?«, schoss sie zurück.

Das Gesicht ihrer Mutter verzog sich schmerzlich und in diesem Augenblick verachtete sich Evie selbst ein wenig.

»Es reicht, Evangeline«, warnte ihr Vater.

Evie senkte den brummenden Kopf. »Es tut mir leid.«

»Ich denke, du solltest wissen, dass die Brodies mit einer Beleidigungsklage gedroht haben, falls du nicht bereit bist, dich öffentlich zu entschuldigen.«

»Was? Ich werde mich auf keinen Fall entschuldigen!« Evie erhob sich so abrupt, dass sich das Hämmern in ihrem Kopf noch verstärkte und sie sich wieder setzen musste. »Ich habe nur die Wahrheit gesagt.«

»Du hast ein Spiel gespielt ...«

»Es war kein Spiel!«

»Ein Spiel, das dich in Schwierigkeiten gebracht hat.«

»Harold Brodie ist ein Lump und ein Schürzenjäger, der beim Kartenspielen schummelt und jede Woche ein anderes Mädchen auf dem Notsitz seines Automobils verführt. Sein Coupé ist ein Fummelpalast, ganz eindeutig. Und noch dazu ist er ein lausiger Küsser.«